

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 61=81 (1915)

Heft: 6

Artikel: Plewna

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-31928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Front entnommen werden, so sind ebenfalls große Umwege zu machen. Innerer gilt es daher große Räume zu durchmessen und das beansprucht, selbst wenn günstigen Falls die Bahnlinien benützt werden können, einen ansehnlichen Zeitaufwand. Man muß sich daher gar nicht wundern, wenn die von den Franzosen gegen den rechten deutschen Flügel angesetzte Umfassung nicht sofort ausgereift war oder erst nach und nach zur Wirkung kam.

Ein Gleiches trifft zu für die deutschen Gegenmaßnahmen. Hier mußte wohl noch mehr Beinarbeit geleistet werden, wenn nicht Bahnlinien bis in die nächste Nähe benutzbar waren.

Bei diesen Umgehungs- und Umfassungsversuchen sind auf beiden Seiten starke Kavalleriemassen in Tätigkeit gesetzt worden. Trotzdem kam es zu keinen großen Aktionen und Attacken. Ihre Tätigkeit war ja eine mehr vorbereitende. Sie erkundeten des Gegners Stellungen, verschleierten und sicherten die eigenen Bewegungen und nahmen vorläufig Punkte in feste Hände, die für die nachfolgenden Truppen aller Waffen von Bedeutung waren. Ihre Aufgabe war es namentlich, weitvorgeschoebene Ausschiffungspunkte aus der Eisenbahn so zu decken, daß ein ungestörter Auslad stattfinden konnte. Das geschieht bekanntlich in vielen Fällen zweckmäßiger mit dem Karabiner in der Hand als mit dem Säbel in der Faust.

Selbstverständlich kann auch hier nicht auf alle Einzelheiten der gegenseitigen Umfassungsoperationen eingetreten werden. Ebenso wenig ist es möglich oder nur nützlich das tägliche Wachsen, Gedeihen oder Mißlingen dieser gewissenhaft zu registrieren. Einmal sind Details über alle diese Bewegungen vorläufig noch schwer oder gar nicht zu haben. Wären sie auch zu haben, so müßte ihre einzelne Aufzählung, Beschreibung und Ausmalung eher verwirrend als aufklärend wirken. Zudem würde der Raum, den sie beanspruchten, in keinem Verhältnis stehen zu dem Nutzen den sie bringen könnten. Man begnügt sich daher wieder damit übersichtliche Angaben über den Abschluß einer bestimmten Lage zu bringen. Von diesen Angaben aus sind dann die weiteren Operationen, die später folgten, leichter zu begreifen und einfacher zu erklären.

Ungefähr gegen die Mitte des Monats Oktober finden wir die französische Reiterei nördlich von Arras in der Gegend von Hazebrouck bis Béthune, also in einer Front von etwa 25 km. Ihr gegenüber stehen die größten Teils aus Kavallerie bestehenden deutschen Streitkräfte in der Front Bailleul-Estaires-La Bassé. Diese Linie ist nach Westen gewendet. Estaires liegt an der Lys, Bailleul an der belgischen Grenze und La Bassé etwa 15 km südlich Estaires an einem Wasserlaufe, der der Lys parallel läuft. Die beidseitigen Kavallerien standen sich somit 20 km, westlich von Lille gegenüber. Bei der deutschen Kavallerie befand sich auch Infanterie, wahrscheinlich Jägerbataillone und Maschinengewehr-Abteilungen. Auf französischer Seite dürften Radfahrerformationen und reitende Batterien, aber ebenfalls Maschinengewehre vertreten gewesen sein.

Die Stellung von Lille war nach heftigem Kampfe mit einem französischen Territorialdetachment von einem deutschen Armeekorps besetzt worden. Das heißt mit andern Worten: Aus östlich-nordöstlicher Richtung ist eine deutsche Heeresbewegung im

Gange, die sich gegen die französische Umfassung des rechten deutschen Flügels richtet; ihre Kavallerie- und Infanteriespitzen stehen bereits 20 km westlich von Lille, ein Korps hat die Gegend von Lille erreicht.

Aus dieser Lage heraus entwickelte sich dann eine Reihe von höchst blutigen und hartnäckigen Kämpfen, die man unter dem Namen die Kämpfe in Flandern zusammenfassen kann und die den Gegenstand eines besondern Kapitels bilden werden. Wollten die Deutschen so rasch als möglich am Ufer des Kanals und der Nordsee Fuß fassen, um sich hier eine Basis für weitere Unternehmungen namentlich gegen England zu sichern, so lag es in ihrem Interesse, dies möglichst rasch zu bewerkstelligen. Aus diesem Grunde hatte man allen Anlaß Antwerpen in möglichst kurzer Zeit zu bewältigen, weil man an Antwerpen nicht vorbei konnte und in dem Belagerungskorps von Antwerpen eine namhafte Zahl Streitkräfte zu weiterer Verfügung frei wurde. Geling es hier oben im Nordwesten den Franzosen und Engländern im Umfassungsrennen auch nur eine Nasenlänge vorzuzukommen, so hatte man alle Aussicht auch im Finish Sieger zu bleiben und zudem noch den Feldzug, wenigstens im Westen, in kürzerer Frist zu beenden, als nach den Ereignissen an der Marne zu hoffen war. Andererseits mußte den Franzosen aber vor allem den Engländern alles daran gelegen sein, die Strecke zwischen Arras, Lille und dem Meere so frühzeitig und so fest als möglich zu sperren. Wie sich das alles vollzogen hat, bildet eines der interessantesten Ereignisse des ganzen bisherigen Krieges.

Von den Ereignissen, die sich, von Arras bis an unsere Grenze, in dieser Periode des Krieges abgespielt haben, ist nur erwähnenswert, daß an der Aisne, im Argonnenwald und an den Maashöhen, in den Vogesen und im Elsaß heftige Angriffe und Gegenangriffe stattgefunden haben, die aber auf die allgemeine Lage ohne Einfluß geblieben sind.

—t.

Plewna.

Man war schon während des mandschurischen Krieges im höchsten Grade von der Widerstandsfähigkeit der feldmäßigen Befestigungsanlagen überrascht und wundert sich heute geradezu darüber, daß die offene Feldschlacht dem Stellungskrieg den Platz geräumt hat, dem Stellungskrieg gegen improvisierte Anlagen. Dabei vergißt man nur zu leicht, daß „die unvorbereitete Festung“, wie Skobelev sie in seinen Erinnerungen nennt, bereits 1877 eine große Rolle spielt und daß „die 4 Plewna“ Angriffe darstellen gegen eine erst im Laufe des Feldzuges gewordene Festung. Es ist deshalb gar nicht uninteressant, sich heute wieder daran zu erinnern und sich die Ereignisse jenes denkwürdigen Abschnitts der Kriegsgeschichte vor Augen zu führen. Dabei dient uns ein eben in neuer Auflage erschienenenes trefflich geschriebenes Buch aus dem Verlag von Robert Lutz in Stuttgart, das den Titel führt „Unter dem roten Halbmond. Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877/78 von Dr. med. Ryan.“ Der Verfasser, ein junger australischer Arzt, machte den Krieg zuerst unter Ghazi Osman Pascha, dem „Löwen von Plewna“, mit und ging dann später nach Erzerum, wo er Zeuge des entsetzlichen Winterfeldzuges wurde.

Bekanntlich trieben die Panslawisten den Zaren 1877 ganz gegen dessen Willen zu einem Kriege mit der Türkei — es ist das nicht etwa der erste russisch-türkische Zusammenstoß — indem sie 1876 einen Aufstand der Bulgaren hervorriefen, den die Türken unter furchtbarem Blutvergießen unterdrückten. Rußland verlangte von der Pforte Reformen und Garantien für die Sicherheit der Christen. Als die Türkei dies ablehnte, erfolgte am 24. April 1877 die Kriegserklärung Rußlands an die Pforte. Zu gleicher Zeit überschritten die Russen den Pruth und die armenische Grenze und machten in kürzester Frist auf beiden Kriegsschauplätzen rasche Fortschritte. Sie erzwangen den Uebergang über die Donau, drangen im Juli über den Balkan vor und schlossen Kars ein. Nun wendete sich aber das Blatt: am 1. August wurden sie in Rumelien, am 20. und 30. Juli, sowie am 11. und 12. September vor Plewna geschlagen; auch in Armenien wurden sie arg bedrängt, bis sie am 15. Oktober bei Aladja einen entscheidenden Sieg errangen, dem am 18. November die Einnahme von Kars folgte. Am 10. Dezember fiel endlich das heiß umstrittene Plewna und damit gelang auch der Balkanübergang, am 9. Januar 1878 wurde die türkische Armee am Schipkapaß gefangen, am 17. Suleiman bei Philippopol geschlagen, Ende Januar Adrianopel besetzt. Am 31. Januar kam ein Waffenstillstand zustande, worauf am 3. März der Friede von San Stefano geschlossen wurde.

Ryan hat nun die Kämpfe im Balkan mitgemacht und weiß viel Lehrreiches und Interessantes daraus zu erzählen. Nachdem General Krüdener mit dem 9. russischen Korps am 15. Juli 1877 Nikopolis erobert hatte, handelte es sich für die Türken darum, den Russen den Balkanübergang streitig zu machen, oder besser zu verwehren. Zu diesem Behufe unternahm Osman Pascha mit seinem Heere jene furchtbaren Eilmärsche nach Plewna, die in der neueren Kriegsgeschichte fast einzig dastehen, denn die zur Verfügung stehenden Hilfsmittel waren mehr als mangelhaft. Den Weg, den die Armee zog, bezeichneten Erschöpfte, vom Hitzschlag Gefällte, Verdurstende zu Hunderten! Viele, die sich noch weiter zu schleppen suchten, hatten dermaßen wunde Füße, daß das rote Fleisch an den Sohlen zu sehen war. Die Avantgarde war in der Stärke von 1700 Mann aufgebrochen — 1300 kamen in trostlosem Zustande in Plewna an: sie waren zwei Tage und eine Nacht hindurch ununterbrochen marschiert, hatten dabei 113 km zurückgelegt und die Verpflegung hatte in — — 2 Zwiebacken und einer ganz geringen Wasserportion bestanden. Dabei hatten die Leute ihr volles Gepäck und 70 Patronen zu tragen und überdies seit 12 Monaten keinen Rappen Sold empfangen! „Trotz alledem ertrugen die braven Soldaten alle Strapazen ohne Murren, erfüllten treu ihre Pflichten und gingen mutvoll und begeistert dem bevorstehenden Kampfe entgegen. Plewna war damals nur von drei Bataillonen besetzt und dieser Umstand hatte Osman Pascha veranlaßt, uns so eilig vorzuschicken. Es war ihm alles daran gelegen, der Stadt bis zu seinem Eintreffen einen stärkeren Halt zu geben.“

Plewna, im Tale der Tutscheniza gelegen, hatte damals etwa 1700 Einwohner. Es ist rings von Höhen umgeben, die zum Teil hochebeneartig, zum Teil wie Maulwurfshäufen aussehen. Im Süden dehnt es

sich wie eine Riesenschanze aus, am linken Bachufer erheben sich scharf abgetrennte Klippen, die im Laufe der Kämpfe zu so trauriger Berühmtheit gelangten „grünen Hügel“. Befestigungen fehlten gänzlich. Sie wurden erst im Laufe des Krieges ausgeführt, als sich das Gelände als für die Verteidigung besonders gut geeignet erwies. Die damals ganz unbekannte Stadt war wie alle Balkanniederlassungen ungemein schmutzig, besaß aber mit Feldsteinen gepflasterte Hauptstraßen. Im übrigen waren die Wege wenig gepflegt, ja verwahrlost. Bemerkenswert ist der Umstand, daß damals ein Neuenburger, Dr. Robert, inmitten der sehr wenig zivilisierten Bevölkerung seiner ausgedehnten Praxis als Arzt oblag und auch den Soldaten in der Folge schätzbare Dienste leistete.

Kaum waren die ermatteten Truppen in die Stadt einmarschiert, als auch schon die Meldung eintraf, die Russen seien im Anzuge. Es war am 19. Juli. Der Kampf begann sofort, beschränkte sich zwar auf ein lebhaftes Artillerieduell, ermüdete aber die armen Türken nichtsdestoweniger noch mehr.

Am 20. wurde das Gefecht schon früh am Morgen eröffnet. Die Russen sollen nach türkischer Schätzung 13,000 Mann herangeführt haben. Sie standen unter General Schilder-Schuldner. Die Schätzung greift unbedingt zu hoch. Die Türken hatten noch zahlreiche Irreguläre herangezogen und geben 15,000 Streitbare an, die aber zum guten Teil durch Strapazen so geschwächt waren, daß sie nur teilweise als kampffähig gelten durften, waren sie doch die ganze Nacht hindurch keinen Augenblick zur Ruhe gekommen, da sie beständig zur Abwehr des drohenden Angriffs bereit standen. Dieser wurde um 4 Uhr früh durch einen Vorstoß gegen das Dorf Griwiza eingeleitet, das auf dem rechten Flügel der Stellung liegt und später durch die viel und heiß umstrittene Redoute berühmt geworden ist. Mit fünf Bataillonen stürmten die Russen ganz nach Suworoff's Grundsätzen in kompakten Massen an, doch ohne durchschlagenden Erfolg. Dagegen gelang es ihnen, in gleicher Weise vorgehend, gegen 3 Uhr das auf dem linken Flügel gelegene Dorf Opanes zu erobern und damit den linken türkischen Flügel einzudrücken. Sie freuten sich nicht lange dieses Erfolges, denn ein Gegenstoß mit dem Bajonett durch Osmans Reserven zwang sie nach dreistündigem erbittertem Kampfe Mann gegen Mann in gräßlichem Gemetzel zum Weichen. Die von Nikopolis vordringenden russischen Reserven kamen zu spät, sie konnten nicht mehr eingreifen und mußten sich damit begnügen, die Zurückfliehenden aufzunehmen. Auf dem rechten Flügel hatten die Russen drei Reihen von Schützengraben mit dem Bajonett genommen, wurden aber bald wieder unter gewaltigen Verlusten hinausgeworfen, als frische türkische Kräfte eingriffen. Damit war der Tag zugunsten der Türken entschieden — die Russen zogen sich endgültig über die Tutscheniza zurück. Die türkischen Verluste sollen 2000 Mann betragen haben. Das Korps Schilder-Schuldner hatte 6500 Mann (mit 46 Geschützen) gezählt — so wenigstens lauten die offiziellen Zahlen — und hatte eingebüßt: 22 Offiziere tot, 52 verwundet, 2771 Mann außer Gefecht. Von drei Regimentskommandanten einer Brigade waren zwei tot, ein Brigadegeneral war verwundet; von sechs Stabsoffizieren des 19. Regiments, das nachträglich eingegriffen hatte, waren zwei gefallen, zwei verwundet.

Auf dem Schlachtfeld hatte kein Verbandplatz eingerichtet werden können. Man war infolgedessen gezwungen, auch die Schwerverwundeten auf federlosen Karren nach Plewna zu führen. Man kann sich also vorstellen, welch unsägliche Qualen die zerschossenen Leiber auszustehen hatten. Dazu fehlte es an geschultem Krankenpflegepersonal, an Trägern und Helfern. Trotzdem waren die medizinischen Erfolge ganz erstaunlich, denn die Türken sind außerordentlich widerstandsfähige Menschen. Ein Beispiel mag das erhärten. Einem Manne war durch Granatsplitter der Unterleib aufgerissen worden, „und der Darm trat ungefähr einen Fuß lang aus der Wunde hervor. In diesem Zustande war er von der Stelle, auf der er hingesunken war, herabgebracht worden und es ist unnütz, hinzuzufügen, in welch grauenhafter Verfassung. Ich reinigte den Darm, legte ihn nach Erweiterung des Risses wieder an seine Stelle und vernähte die Wunde. Nach Verlauf von zwei Wochen war der Mann wieder heil bei seiner Truppe.“

Interessant sind die Wahrnehmungen, die Ryan betreffend Gewehr- und Schußverwundungen hat machen können. Während die Berdangeschosse der russischen Eliten glatte Wunden schlugen ohne Risse und Komplikationen, zerfetzten die Knapprojekteile der übrigen Truppen den Körper aufs furchtbarste. Ein Berdangeschoß, das durch den Kopf gedrungen war, brachte z. B. eine Arbeitsunfähigkeit von sechs Wochen. Brustschüsse heilten oft glatt, wenn man das Geschoß nicht herauszuziehen suchte, während Soldaten, denen man es entfernte, meist starben — man machte also schon damals die nämliche Erfahrung, wie sie nachmals auf anderen Kriegsschauplätzen gemacht worden ist und aus der in der Folge ein Hauptgrundsatz der modernen Schlachtfeld- und Kriegschirurgie herausgewachsen ist. Auch eigenartige Fälle wurden beobachtet: „ein Mann hatte einen Schuß in den Nacken bekommen. Die Kugel wanderte nach der Schulter, dann dem Arm entlang bis ins Handgelenk“, wo sie herausgenommen werden konnte. „Ein merkwürdiges Beispiel ungewöhnlicher Lebenskraft zeigte ein junger Zirkassier. Er wurde hereingetragen ins Lazarett und wegen Mangel an Decken einfach auf den Fußboden gelegt. Er war totenbleich und hatte eine schreckliche Wunde in der Brust wie von einem Granatsplitter. Es zeigte sich aber, daß eine Gewehr- kugel in seine Patrontasche, die er über der Brust trug, gegangen war, und eine oder mehrere Patronen entzündet haben mußte. Durch die Explosion war ihm ein Teil der Brust weggerissen worden und das Herz so bloß gelegt, daß man es schlagen sehen konnte. Ich bedeckte die Höhlung und verband die Wunde so gut es ging. Hiemit lebte er vier bis sechs Tage stets bei vollkommenem Bewußtsein und voll lebhaftesten Interesses für alle Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Etwa am fünften Tage nach seiner Aufnahme, als ich die Wunde wieder untersuchte, fand ich, daß der dicke Metallboden einer Patrone in den Herzmuskel gedrungen war. Ich entfernte ihn und legte einen neuen Verband an. Dieser operative Eingriff war aber doch zu roh gewesen — der Mann starb hinterher.“

Wie furchtbar die Verhältnisse sich für viele gestalteten und wie riesig die Arbeit für die war, die das Schlachtfeld aufräumen mußten, geht daraus hervor, daß noch am Abend des 21. also einen Tag nach dem abgeschlagenen Sturm, hilflose Verwundete

in einer Moschee gefunden wurden, die man dorthin getragen und dann vergessen hatte. „Als ich den Raum betrat, erschrak ich über den gräßlichen Anblick, der sich mir bot. Der Boden war beinahe vollständig mit Toten und Verwundeten bedeckt. . . . Wir trugen 27 Tote hinaus und fanden, daß da und dort ein Unglücklicher, der noch schwache Spuren von Leben zeigte, die ganze Nacht, halb erstickt von seinem eigenen Blut und der grausigen Last eines über ihm liegenden toten Kameraden zugebracht hatte. Alles schwamm förmlich im Blut. . . . Ich stellte sofort einen Soldaten an, der mit einem Eimer Wasser und einem Becher herumgehen mußte, den brennenden Durst der beinahe Versnachteten zu stillen. Währenddem begann ich mein Geschäft mit Herausziehen von Kugeln und Reinigen und Nähen von Wunden. . . .“

Die Tage nach der Aktion waren also für die Aerzte ungemein schwer, da die Zahl der Verletzten groß, die der Helfer klein war. Und von den Truppen mußte das höchste verlangt werden: man wußte, daß die Russen ihre Angriffe erneuern würden und sie sollten Plewna nicht unvorbereitet finden. Infolgedessen wurde Tag und Nacht ununterbrochen an der Ausbesserung und Vervollständigung der Verteidigungswerke, an Erdbefestigungen und Schanzen, Jägergräben und selbständigen Werken angestrengt gearbeitet. (Schluß folgt.)

Der Infanterie-Angriff.

Er ist eine Verbindung von Bewegung mit Feuerabgabe. Das Feuer ist nicht die allein entscheidende Kraft der Schützenlinie. Es ist nur Mittel zum Zweck; es zwingt den Gegner, unsere Annäherung zu dulden. Das Entscheidende unseres Angriffs ist der Wille, in die feindliche Stellung einzudringen. Die Entscheidung selbst bringt einzig das Werfen des Gegners im Nahkampf mit der blanken Waffe. Wie schwer es hält, einen in Deckung kämpfenden Gegner niederzuringen, beweisen die gegenwärtigen Kämpfe in Ost und West. Nur ein sorgfältig durchgeführtes Angriffsverfahren, getragen von größter moralischer Spannkraft, führt zu oben genanntem Ziel.

Im vorbereiteten Angriff sowohl, als auch im Begegnungskampf dauern die Angriffsbewegungen selten einige wenige Stunden, wohl aber oft tagelang. Unsere Manöverangriffe, die innert weniger Stunden, ja Viertelstunden durchgekämpft werden, weichen von der Dauer des Ernstkampfes wesentlich ab.

Die erreichte Feuerüberlegenheit soll uns bestimmen, aus der Sturmstellung zum Sturm anzusetzen. Die jüngsten Erfahrungen sowohl, wie diejenigen der letzten modern geführten Kriege beweisen uns aber, daß diese Feuerüberlegenheit selten zustandekommt, daß zum Sturm geschritten werden muß, bevor sie erreicht ist. Die Vermeidung allzu großer Verluste liegt im geschickten Vortragen der Schützenlinie bis in die Sturmstellung. Wo liegt diese? Diese Frage ist scheinbar schwer zu beantworten. Wir sagen wohl, daß Geländeverhältnisse, Feuererfolg oder Flankenstoß eigener Abteilungen dazu den Platz weisen. Wir verstehen dabei Distanzen von bis oft über 100 Metern. Das ist zuviel. Die gegenwärtigen Erfahrungen beweisen fast ausnahmslos, daß der Sturm aus diesen Entfernungen zusammenbricht.